

eine Einbeziehung von unabhängigen Vertretern der Öffentlichkeit sowie effektivere Formen der Sanktionierung.

Der von Wolfgang Wunden herausgegebene Band enthält für Jugendschützer einige wichtige Anregungen. Vor allem stellt er den Gedanken der Freiheit, verbunden mit Verantwortung und Autonomie in den Mittelpunkt. Freiheit als ein Grundprinzip von Medienethik sollte gerade in der Diskussion um Jugendschutzregelungen nicht vergessen werden, denn schließlich geht es auch darum, die kindliche und jugendliche Verantwortung und Autonomie zu fördern.

Lothar Mikos

Mediale und reale Gewalt im Leben Jugendlicher

Die Bedeutung des Lebensumfeldes für die Bereitschaft Jugendlicher, Gewalt anzuwenden und sich medialen Gewaltdarstellungen zuzuwenden, wird mittlerweile allgemein anerkannt. Auch in der Diskussion um das Gefährdungspotential von Filmen und Fernsehsendungen drückt sich dies in der Unterscheidung zwischen gefährdungsgeneigten Jugendlichen auf der einen Seite und „normalen“ Jugendlichen auf der anderen Seite aus. In der Untersuchung von Thomas Döbler, Birgit Strak und Michael Schenk wird in dieser Hinsicht zwischen „Risikojugendlichen“ und den anderen, „Vergleichsgruppe“ genannt, unterschieden. In einem ersten Schritt führten die Autoren mit 32 „auffälligen“ Jugendlichen aus dem Großraum Stuttgart längere Interviews, um so Kategorien für ihre Befragung zu bekommen. Anschließend wurden 200 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren aus Stuttgart und Umgebung befragt, von denen 85 als „Risikojugendliche“ eingestuft wurden. Das waren solche Jugendliche, die zugaben, bereits Straftaten begangen zu haben oder bereits einmal wegen Straftaten verurteilt worden waren. Befragt wurden ausschließlich männliche Jugendliche. Als Begründung dafür verweisen die Autoren auf „alle Statistiken“, die zeigen, „dass neun von zehn gewalthaltigen Handlungen von männlichen Personen ausgeführt werden“ (S. 33). Damit geht eine andere Einschränkung einher. Die Studie beschränkt sich auf physische Gewalt, da dies die Gewaltform ist, die von männlichen Jugendlichen hauptsächlich als Gewalt wahrgenommen wird.

Ziel der Studie war es, „die sozialen Umfeldler und die sozialen Beziehungen sowie das Medien-nutzungsverhalten von Jugendlichen zu analysieren, um Aussagen über deren Interdependenzen mit Gewaltbereitschaft bzw. mit delinquentem Verhalten zu gewinnen“ (S. 13). Grundsätzlich wird dabei unter anderem davon ausgegangen, dass die Massenmedien einerseits eine der Hauptquellen der Jugendlichen für die soziale Definition von Welt sind und dass andererseits die Einbindung der Jugendlichen in soziale Netzwerke die Wirkung der Massenmedien stark beeinflusst.

Durch die Ergebnisse dieser Studie werden andere Untersuchungen bestätigt, nach denen der Einfluss von sogenannten Peer-groups, also Gruppen Gleichaltriger, die gemeinsame Werte teilen, und Cliques besonders groß ist. Die Autoren stellen für die Jugendlichen im Großraum Stuttgart fest, dass insbesondere die gewaltbereiten „Risikojugendlichen“ eine starke Einbindung in Cliques aufweisen, in denen reale Gewalt und die Vorliebe für mediale Gewaltdarstellungen positiv bewertet werden. Das zeigt sich vor allem im Vergleich mit den „normalen“ Jugendlichen. Die gewaltbereiten Jugendlichen zeichnen sich durch eine Vorliebe für bestimmte Filmgenres aus, vor allem Actionfilme. In den sozialen Netzwerken, in denen sich diese Jugendlichen bewegen, wird zudem mehr ferngesehen, und es werden häufiger Videos konsumiert. Zu den Filmgenres, in denen Gewalt und Action vorkommen, zählen neben dem Actionfilm – der allerdings in der Untersuchung nicht näher definiert wird – Ghetto-/Rapfilme, Horrorfilme, Splatterfilme sowie Karate-/

Kung-Fu-Filme. Aber ebenso wie bei den anderen Jugendlichen zählen auch Komödien zu den beliebtesten Genres. Die Autoren stellen aufgrund ihrer Ergebnisse fest: „Insgesamt betrachtet, scheint damit ein Umfeld, in dem Gewalt eine Rolle spielt, die Rezeption von Mediengewalt oder Ausübung von Gewalt zu begünstigen“ (S. 119). Doch sie wollen hier keine monokausalen Zusammenhänge herstellen, wenn sie einschränkend schreiben, „dass es sich bei den vorliegenden Analysen um Zusammenhänge handelt, die eine Kausalität nicht belegen bzw. beweisen können. So kann es z. B. auch gut möglich sein, dass Jugendliche, die bestimmte delinquente Verhaltensweisen an den Tag legen, sich einem sozialen Umfeld zuwenden, welches genau diese Verhaltensweisen unterstützt“ (ebd.). Dabei erscheinen Cliquesbeziehungen als solche, die ein gewalthaltiges Verhalten besonders unterstützen.

Die Clique ist es auch, die Mediengewalt am häufigsten positiv bewertet, während andere Personen aus dem personalen Netz der Jugendlichen wie Eltern, Freundinnen, aber auch Freunde häufig mit der Vorliebe für Mediengewalt nicht viel anfangen können. Das gemeinsame Videosehen ist für diese Jugendlichen attraktiver als allein fernzusehen. In der ersten Teilstudie hatte sich gezeigt, dass der Videokonsum vor allem bei den Jugendlichen höher ist, die ein gutes Verhältnis zu den Eltern haben. Die Programmpräferenzen unterscheiden sich deutlich, je nach dem, ob mit den Eltern oder in der Familie, oder ob mit Freunden und „Kumpels“ in der Clique geschaut wird. Während in der Fa-

milie meist die Eltern einen Film auswählen, werden mit der Clique generell eher gewalthaltigere Filme angesehen. „Das gemeinsame Anschauen mit den Peers wird dabei als wesentlich lustiger erlebt, es wird viel gelacht, nebenher getrunken und der erlebte Nervenkitzel wird als angenehm empfunden“ (S. 55). Das Gemeinschaftserlebnis ist dabei oft wichtiger als der bloße Konsum eines Gewaltfilms. Viele der Filme, die ein positives Gruppenerlebnis hervorrufen, z. B. weil viel gelacht wurde, können dann für die Gruppenmitglieder zu Kultfilmen werden, zu Filmen, die man einfach gesehen haben „muss“. In diesem Rahmen werden dann Horror- und Splatterfilme auch häufig als „lustig“ erlebt. Insgesamt stellen die Autoren hierzu fest: „Peers scheinen nicht nur während der eigentlichen Rezeptionssituation ausschlaggebend zu sein, sondern vor allem auch für interpersonale Kommunikation über Machart und Inhalte der Filme. Überwiegend geben sozialintegrative Motive den Ausschlag für eine spezifische Mediennutzung“ (S. 140). Die Rezeption in der Clique unterscheidet sich so deutlich von der eher isolierten Rezeption zu Hause.

Aufgrund ihrer Ergebnisse stellen die Autoren fest: „Einstellungen zur medialen Gewalt und tatsächliche Gewaltausübung verstärken sich im sozialen Umfeld“ (S. 115). Doch ist dieser Befund zu relativieren. Denn bei 45% der „Risikojugendlichen“, die selbst Gewalt anwenden, befindet sich in ihrem engen Netzwerk vertrauter Personen niemand, der körperliche Gewaltanwendung positiv beurteilt. Hinzu kommen andere Faktoren. So wird festgestellt, „dass vor allem Haupt-

schüler eine Umgebung haben, in der reale und Mediengewalt Unterstützung finden“ (S. 143). Dabei wiederum spielen vor allem die Peer-groups eine große Rolle. Ob die Rezeption gewalthaltiger Filme die Jugendlichen aber in entsprechende Netzwerke und Cliques treibt, bleibt weiterhin ungeklärt. Zwar erklären 61% der „Risikojugendlichen“, dass sie bereits früher schon gerne Action- und Horrorfilme gesehen haben, aber dies tun auch 53% der Jugendlichen aus der Vergleichsgruppe. Ein Abgleiten in eine „kriminelle Karriere“ durch den Konsum von medialen Gewaltdarstellungen kann aus diesen Zahlen nicht abgeleitet werden. Vielmehr wurde als Ergebnis der ersten Teilstudie „sehr vorsichtig formuliert“, dass es Jugendliche gibt, „die infolge von unterschiedlichsten Schwierigkeiten mit den Eltern, überwiegend hier mit dem Vater, und einer damit einhergehenden emotionalen, sozialen und ökonomischen Abwendung vom Elternhaus in Lebensumstände ‚geraten‘, in denen abweichende und gewalthaltige Verhaltensweisen als legitime oder zumindest als akzeptable Lösungen für viele Probleme gesehen werden“ (S. 47).

Die Studie von Döbler, Stark und Schenk macht deutlich, dass das soziale Umfeld der Jugendlichen einen entscheidenden Einfluss auf ihre Einstellung zu realer und medialer Gewalt hat, auf ihren Konsum von gewalthaltigen Filmen und auch auf die Art und Weise, wie diese Filme rezipiert werden. Insbesondere die Clique spielt eine große Rolle, übt sie doch einen starken Gruppendruck aus, der umso größer ist, wenn sich die Jugendlichen selbst als marginalisiert begreifen. Vor



Thomas Döbler/Birgit Stark/Michael Schenk: *Mediale und reale Gewalt. Eine Untersuchung sozialer Netzwerke von Jugendlichen.* München: Verlag Reinhard Fischer 1999. 39,00 DM, 192 Seiten mit Tab.

allem wird deutlich, dass es beim gemeinsamen Konsum von gewalthaltigen Filmen weniger um die Filme selbst als vielmehr um das Gemeinschaftserlebnis geht. Es wäre wichtig, solche Untersuchungen nicht nur im Großraum Stuttgart, sondern repräsentativ für Deutschland oder gar im europäischen Vergleich durchzuführen. Die Studie zeigt, dass auch so genannte „Risikojugendliche“ durchaus in einem persönlichen Netzwerk leben können, in dem Gewalt abgelehnt wird.

Lothar Mikos

Zur Ästhetik des Fernsehens

Im Dezember 1997 fand an der Kunsthochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Potsdam eine medienwissenschaftliche Tagung statt. Der Band enthält die Vorträge und Diskussionen dieser Tagung. Renommierete Wissenschaftler und Produzenten bieten ein breites Spektrum von Beiträgen über das Fernsehen als Forschungsgegenstand, über die Ästhetik des Fernsehens, über Rezeptionsforschung und Genre-Entwicklung (unter besonderer Berücksichtigung des Krimis). Ein breites Themenspektrum also, das über die im Untertitel des Buches genannte „Ästhetik des Fernsehens“ weit hinausgeht – versteht man darunter die Art und Weise, wie sich das Fernsehen unter gestalterischen Gesichtspunkten präsentiert und wie es unter eben diesen Gesichtspunkten wahrgenommen und gesellschaftlich wirksam wird, d. h. soziale Realität konstituiert. Im Vorwort preisen die Herausgeber denn auch in großer Verbalgeste die Tagung als „Bestandsaufnahme des Leitmediums der Gesellschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert“ (S. 9). Löst das Buch diesen Anspruch ein? Es zeichnet sich jedenfalls durch eine große Vielzahl von Aspekten aus, die kompetent behandelt werden. Das zeigt sich bereits im ersten Abschnitt „Forschungsgegenstand Fernsehen“. Namen wie Uwe Hasebrink vom Hans-Bredow-Institut („Forschungsgegenstand Fernsehen?“) oder Joachim-Felix Leonhard, Direktor des Deutschen Rundfunkarchivs („Audiovisuelles Erbe“) belegen, dass hier ein hohes Maß an Sachverstand versammelt ist. Klar wird aber auch, dass sehr spezifische

Sichtweisen auf das Fernsehen dargelegt werden. So engt Hasebrink das Thema gleich auf die Forschungsarbeit zum Fernsehen durch das Hamburger Institut ein, beschränkt sich also auf ein (wichtiges) Beispiel. Die historisch-archivische Überlieferung des Fernsehens, dargestellt durch Leonhard, liefert wiederum Grundlagen für die Erforschung der ästhetischen Dimension des Fernsehens. Der ausgezeichnete Beitrag fokussiert sein Thema jedoch verständlicherweise auf die spezielle fachliche Perspektive des Referenten/Autors. Zum eigentlichen Tagungsthema „Ästhetik des Fernsehens“ (zweiter Abschnitt des Bandes) gibt es nur zwei kurze Beiträge, die – nicht nur wegen der Kürze – lesenswert sind (wohingegen der Beitrag Lorenz Engells über die Ästhetik des Bildpunktes zwar ein sehr interessanter Fachbeitrag zum Ästhetik-Thema ist, der aber dann doch in seinen Thesen in Anbetracht des thematischen Umfeldes zu spezifisch angelegt ist). Karl Prümms These, dass das damals neue Medium Fernsehen mit dem Fernseh-Dokumentarfilm einen Beitrag zur kulturellen Modernisierung der Bundesrepublik geleistet habe, wird man zustimmen (S. 95/96). Man vermisst freilich einen Hinweis darauf, ob heute der Bedarf an Modernisierung erschöpft ist bzw. welchen Beitrag das Fernsehen heute noch zur Entwicklung der Gesellschaft leistet. Prümms Kritik an heutigen dokumentarischen Formen ist heftig. So ist ihm das Lob von Fachhistorikern an Guido Knopps „Breitwandinszenierungen“ für das ZDF „ein Symptom für die Krise der dokumentarischen Formen“ (S. 102). Der Modernisierung bedürfen laut Prümms die doku-